

Parkour-Anlage in Frankfurt

Die Insel in der Insel

Betonklötze, Metallstangen, Gummipoller: In Nieder-Erlenbach finden sich engagierte Gleichgesinnte, die nach dreijähriger Planungs- und Bauphase öffentlich Parkour betreiben. Es ist die größte Anlage der Stadt.

Von LUCA BRÜCK



© Lakuntza, Nerea

Nachwuchs Freerunner Jonathan springt einen Salto von einem Betonelement der Parkour-Anlage in Nieder-Erlenbach.

Nieder-Erlenbach, das klingt schon dem Namen nach nicht nach Häuserschluchten, Hinterhöfen oder vielstöckigen Treppenhäusern. Mit dem Fahrrad führt der Weg in den Stadtteil im Frankfurter Norden wie gemalt zwischen Nidda und Klatschmohnwiesen hindurch. Entlang der Route erwacht das Leben an diesem Samstag im Juni. Auf zahlreichen Plätzen wird Fußball gespielt, in Mannschaftsstärke, auf einer frisch gemähten Wiese findet ein Cricket-Turnier statt.

Über die Hauptverkehrsstraße, den Erlenbacher Dorfweg und die Schotterstraße Zum Schäferköppel, vorbei an Schrebergärten, erreicht man das Vereinsgelände der TSG 1888 Nieder-Erlenbach. „Die Insel“ heißt die Anlage auch, denn sie liegt zwischen dem tatsächlich von Erlen gesäumten gleichnamigen Bach und einem kleinen Seitenkanal. Ein moderner Kunstrasenplatz und zwei Minifelder, ein Kletterturm, eine Anlage für Bogenschützen und ein Fußballrasen, der von einer breiten Aschenbahn umfasst wird, liegen inmitten eines Naturschutzgebiets.

Eine Sportart mit eigener Sprache

Dieses Sport-Idyll hat seit einigen Wochen eine neue Attraktion: eine 230 Quadratmeter große Insel in der Insel. Betonklötze, meterhoch und wuchtig, Metallstangen, hart und unnachgiebig, Gummipoller aus Granulat. Die wie zufällig verteilten Hindernisse bilden eine

Parkour-Anlage, die größte in Frankfurt. Zufällig ist hier allerdings nichts, das wird schnell klar, wenn man die Traceure beobachtet.



© Lakuntza, Nerea

Die verschieden angeordneten Stangen laden zur Kombination von Moves ein.

Finn Deutsch steht konzentriert am Rand der Tartanfläche. Wie ein Skiläufer einen Lauf imaginiert, geht Deutsch noch mal seine Moves durch. Mit dem Unterschied, dass nur er das Ziel kennt und nur er weiß, wie er es erreicht. Er springt an eine Eisenstange, der sieben Zentimeter dicke Tartanboden federt unter seinen Sneakers, er schwingt vor, zurück, wieder vor, lässt los, um dann mit einem Präzisionsprung auf einer etwa 1,20 Meter hohen Betonmauer zu landen, den Schwung in der Hocke abfedernd.

Traceure sind die, die eine Linie ziehen, Moves, Bewegungen. Präzisionsprünge werden Präzis genannt. Fängt man mit dem Erklären einmal an, hört man kaum mehr damit auf. „Parkour hat jetzt nicht so viel mit Turnen zu tun, das ist eine eigene Sportart“, sagt Finn Deutsch und ergänzt: „Parkour ist eigentlich, möglichst schnell von A nach B zu kommen.“

Kosten von 200.000 Euro

Es ist das erste Vereinstraining der Parkour-Gruppe nach einer langen Corona-Pause. Und es ist die erste offizielle Gelegenheit, die neue Anlage zu testen. Drei Jahre dauerte es von der Idee bis zur Abnahme durch den TÜV. Drei Tonnen wog das schwerste Teil, die Deckenplatte der „Höhle“, eines zentralen Elements. Material, Transport und Bau kosteten am Ende über 200.000 Euro, „bezahlt hat das alles die Stadt Frankfurt. Deshalb muss es auch offen zugänglich sein“, sagt Christoph Kratzer, „Platzwart, Vorsitzender, Pressewart, alles.“

Kratzer trägt schwarze Handwerkerhosen, Arbeitsschuhe, eine rahmenlose Brille, kurze Haare, das T-Shirt in der Hose. Sein Gang federt, auch ohne Tartanboden. Nun steht er für einmal still, begrüßt die knapp 20 Kinder und Jugendlichen, die zum Training gekommen sind. „Viel Spaß, trainiert schön, und als Erstes natürlich das Schild durchlesen“, sagt er und gibt die Anlage frei.



© Lakuntza, Nerea

Ein Traceur an einem der Calisthenics Elemente der Parkour-Anlage

Dass in Nieder-Erlenbach, wo auch für die Parkour-Sportler der schnellste Weg meist nicht über Mauern und Garagen führt, sondern über den breiten Gehweg, eine Parkour-Anlage ein förderungswürdiges Projekt ist, davon überzeugte die Projektgruppe der TSG die Stadt: Anna Riegeler, Julius Kiesau, Julian Weber und Finn Deutsch. Die vier sind heute zwischen 17 und 19 Jahre alt und noch Schüler. Aus der vagen Idee der Anlage machten sie an Kiesaus Laptop mit einem CAD-Programm einen ersten Entwurf – ohne zu ahnen, wie viel Arbeit ihnen das einbringen würde.

Die jahrelange Planung und das Engagement im Verein stehen nur scheinbar im Gegensatz zur Idee von Parkour als Ausdruck von Individualität und Freiheit. Beides zeigt vielmehr eine Umsicht und Fürsorglichkeit, die die ganze Szene für sich geltend macht. „Parkour ist Miteinander, nicht Gegeneinander“, sagt Julius Kiesau, der vor dem Training eine Tube Sonnencreme aus seiner über die Schulter getragenen Bauchtasche holt und an alle verteilt. „Wer zuerst etwas schafft, motiviert die anderen, es auch zu schaffen. Bei anderen Sportarten ist das oft deutlich kompetitiver.“

Parkour erfindet sich immer wieder neu

Die Sportart Parkour gibt es schon seit den Achtzigerjahren, sie wird auf eine Militärtaktik zurückgeführt, die der Franzose Raymond Belle an seinen Sohn David weitergab: Das „effiziente Fliehen“, so nennt es die Wikipedia: Möglichst direkt und schnell von A nach B. Aus den Pariser Banlieues verbreitete sich Parkour, wurde Teil der Popkultur, kam in Musikvideos vor, in Spielfilmen und viel in der Werbung. Es entwickelten sich verschiedene Stilrichtungen und Disziplinen, vor allem das Freerunning gewann an Bekanntheit. Dabei geht es gerade nicht um Effizienz, sondern um Stil und Ausdruck. Der 13-jährige Jonathan beschreibt es so: „Ich finde eigentlich beides gut, schnelle Runs und Tricks. Ich mache einfach gerne an Sachen noch einen Salto dran.“ Das sieht man. Meist versteht man erst, was er gerade gemacht hat, wenn er schon lange wieder auf den Füßen steht.

Jung, vermeintlich unorganisiert, spektakulär. Unvermeidlich, dass auch wirtschaftliche Interessen die Entwicklung der Sportart beeinflussen. Die FIG, der internationale Turnverband, versucht seit einigen Jahren, die Sportart für sich zu beanspruchen und Parkour für Olympia zu entwickeln, am liebsten schon für Tokio 2020. Das scheiterte am breiten Widerstand der Szene. Aber die FIG schafft Fakten, auch über die Ausbildung von Trainern. Das kommt in der Szene nicht nur gut an.

Allerdings: Die Normierung der Rahmenbedingungen, die Organisation im Verein, das birgt nicht nur Nachteile. Gerade bei der TSG sieht man auch die Vorteile, logischerweise. Denn Nieder-Erlenbach, das ist keine Frankfurter Banlieue. Parkour wäre hier näher am Crosslauf als an den Vorbildern aus den Videos, ohne die TSG und ihre Suche nach jugendlichen Trends. Die Idee, ein Parkour-Training anzubieten, kam auch hier aus dem Turnen, von der Abteilungsleiterin Marion Kratzer, verheiratet mit dem Vereinsvorsitzenden Christoph Kratzer.

„Wir haben uns gefragt: Was würde 12- bis 17-Jährige interessieren, was ist ein Trend?“ In der F.A.Z. habe sie dann vom Team Ashigaru gelesen, eine der bekanntesten Parkourgruppen der Welt. Mangels eigener Halle fanden die Trainings anfangs im Gemeindesaal statt, geleitet von Trainern von Ashigaru, 2014 war das. Sieben Jahre später leitet mit Sascha Meedt einer der ehemaligen Teilnehmer die Gruppe, und die TSG hat eine professionelle Trainingsanlage auf dem Vereinsgelände.

Am Ende der zweistündigen Trainingseinheit steht der Vorsitzende Kratzer mit der Projektgruppe zusammen und verkündet, dass gerade spontan die Abteilung Parkour gegründet worden sei. Als symbolische Loslösung vom Turnen muss man das aber nicht verstehen. Kratzer sagt es so geradlinig, wie ein Traceur seine Linien zieht: „Wenn sich junge Leute freiwillig melden, ein Ehrenamt zu übernehmen, da wäre ich doch bescheuert, nein zu sagen. Darum geht’s im Grunde. Wenn sie so junge Leute früh genug ranziehen, so was zu machen, dann machen die auch später weiter. Vielleicht nicht unbedingt hier bei uns, aber dann eben woanders.“

Quelle: F.A.Z.